

Architektur war überragend. Und dann das Wetter: jeden Tag Sonne! Ich kann mich an keinen einzigen Regentag erinnern. Bis zu jenem 5. September – das war, als würde jemand den Hebel von Sonne auf Regen umstellen.«

Im Morgengrauen dieses 5. September klettern acht Männer mit Sporttaschen und in Trainingsanzügen über den schlecht beleuchteten Zaun des olympischen Dorfes.⁸ Das ist nichts Ungewöhnliches: Immer wieder war in den vergangenen Tagen zu beobachten, wie angetrunkene Athleten nach feuchtfröhlicher Feier auf diese Weise in ihre Quartiere zurückgekehrt sind. Deshalb kommt auch jetzt niemand auf die Idee, diese Männer von ihrer Kletteraktion abzuhalten oder auch nur zu fragen, ob sie dorthin gehören. Auf ihrem Weg ins olympische Dorf treffen sie auf eine Gruppe alkoholisierten US-Sportler. Angeregt unterhalten sie sich mit ihren vermeintlichen Co-Athleten und helfen sich gegenseitig über den Zaun. Das fällt nicht weiter schwer, denn das Hindernis ist gerade mal zwei Meter hoch, ohne Stacheldraht. Bewacht ist er ohnehin nicht, vom spärlichen Wachpersonal fehlen in dieser Nacht zwölf Mann. Mehrere Personen beobachten die Gruppe bei ihrer Aktion, aber weil die unorthodoxe Methode sich im Lauf der Olympischen Spiele etabliert hat, schöpft niemand Verdacht.

Nachdem man sich freundlich verabschiedet hat, machen sich die acht Männer auf zur Conollystraße 31, der Unterkunft für die 21 Mitglieder der israelischen Delegation. Sie kennen sich aus, zwei von ihnen haben zuvor im olympischen Dorf gearbeitet. Sich selbst bezeichnen sie als *Fedayin* (arab. »Opferbereite«), sie gehören zur Terrorgruppe *Schwarzer September*, einem Ableger von Jassir Arafats Guerilla-Organisation *Fatah*. In ihren Sporttaschen finden sich automatische Waffen und Handgranaten, versteckt unter ihrer Einsatzkleidung, in die sie nun schlüpfen, nur eine Häusercke vor ihrem Ziel entfernt. Dann dringen sie in das Apartment 1 des Wohnblocks ein, in dem jetzt um 4:30 Uhr sieben israelische Sportler schlafen.

BÖSES ERWACHEN

Anderthalb Stunden später reißt ein Anruf Hans-Dietrich Genscher aus dem Schlaf: Angriff auf die Unterkunft der israelischen Delegation mit Geiselnahme. »Die Nachricht traf mich wie ein schwerer Schlag. Das bedeutete, Juden waren in Deutschland wieder in Gefahr.«⁹ Genscher hat seinen Stab im Hotel Grand Continental in der Nähe des Münchner Bahnhofs eingerichtet. Er springt aus dem Bett, telefoniert kurz mit Bundeskanzler Willy Brandt, Außenminister Walter Scheel sowie dem israelischen Botschafter und alarmiert dann BGS-Mann Wegener. Der versucht, nähere Informationen zu bekommen. »Ich fragte: ›Was ist genau passiert?‹ Man konnte mir gar nicht richtig sagen, was geschehen war. Das war katastrophal.«¹⁰ Gemeinsam fahren sie ins olympische Dorf, wo Polizeipräsident Manfred Schreiber bereits einen improvisierten Krisenstab gebildet hat, zusammen mit dem Bürgermeister des olympischen Dorfes, Walther Tröger.¹¹ Kurz vor Genscher und Wegener ist der bayerische Innenminister Bruno Merk eingetroffen. »Der meinte nur: ›Ja, wir müssen mal verhandeln‹«, erinnerte sich Wegener später. »Ich fragte: ›Was ist denn bisher an Einsatzmaßnahmen geschehen?‹ Gar nichts war geschehen, absolut nichts. Es standen lediglich Polizisten herum. [...] So lief das ganze auch weiter.«¹²

Zu diesem Zeitpunkt sind bereits zwei israelische Athleten tot, einer konnte fliehen. Insgesamt befinden sich neun Geiseln in der Gewalt der Palästinenser. Doch davon weiß der Krisenstab noch nichts. Auch wie viele Terroristen ins olympische Dorf eingedrungen sind, ist unbekannt – und bleibt es fatalerweise bis zum Schluss. Klar dagegen sind die Forderungen der Terroristen: Freilassung von 130 inhaftierten Palästinensern aus israelischen Gefängnissen, darunter auch eine deutsche Gefangene: »We demand of F. G. R. immediate release of: ULRIKA MEINHOF«, steht abgesetzt unter der Namensliste.¹³ Gemeint ist Ulrike Meinhof, einer der Köpfe der *Rote Armee Fraktion* (RAF). Kaum drei Monate zuvor ist sie verhaftet worden. In der Justizvollzugsanstalt Köln-Ossendorf wartet sie nun auf ihren Prozess. Bis spätestens neun Uhr sollen sie und die Palästinenser freigelassen werden, so lautet das Ultimatum der Geiselnnehmer. Sie lassen keinen Zweifel daran, dass sie alle Geiseln sofort erschießen, sollte ein Befreiungsversuch unternommen werden.

Inzwischen sind Polizeikräfte aufgezogen. Polizisten mit Jagdgewehren haben sich auf den umliegenden Gebäuden in Stellung gebracht, das olympische Dorf ist abgeriegelt worden. Wobei »abgeriegelt« die tatsächlichen Verhältnisse nicht trifft: Nur um einen kleinen Bereich um das Gebäude Conollystraße 31 bilden Dieter Tutter und seine Kollegen eine Kette aus Sicherheitsleuten. »Wir hatten dann die Aufgabe, die Zuschauer und Touristen und auch die Presse von dem Geschehen fernzuhalten, das haben wir schlecht und recht versucht. Die strömten natürlich alle da hin, die wussten, was los ist. Denn es kam über die Medien.« Tutter selbst hat die Nachricht auch zuerst per Fernsehen erreicht, obwohl er wenige Meter entfernt im Funkraum der Einsatzzentrale sitzt.

Die besten Plätze sind schnell belegt. Die kleinen umliegenden Hügel bieten Neugierigen und Fernsehkameras einen fast ungehinderten Blick auf das israelische Quartier. Fotografen, Kameralleute, Schaulustige versammeln sich nur wenige Meter

von der Stelle entfernt, wo die israelischen Geiseln um ihr Leben bangen. Am Nachmittag berichtet ARD-Journalist Lothar Loewe in einer Live-Reportage, dass die Absperrung des Geländes völlig ungenügend sei: »Sollten [...] die Terroristen entschlossen sein, mit Sprengstoff sich und die Geiseln selbst in die Luft zu sprengen, dann wären auch die Schaulustigen und auch die Journalisten und Angehörigen des Bundesgrenzschutzes hier in dieser Situation sehr gefährdet.«¹⁴ Bis dahin ist die Menge auf über 75 000 Menschen angewachsen. Eine Art Volksfeststimmung macht sich breit: Kinder klettern ungehindert über den Zaun zum olympischen Dorf auf der Jagd nach Autogrammen von Athleten, die sich auf den umliegenden Wiesen sonnen oder auf ihre Wettkämpfe vorbereiten.

Denn die Spiele laufen zunächst ganz regulär weiter: Im Reitstadion hat am Morgen der Wettbewerb im Dressurreiten angefangen, die Kanuten, die Basketballer und die Boxer treten wie geplant an und auch das Volleyball-Turnier beginnt ungeachtet der Terrorlage. Erst am späten Nachmittag ringt sich das Olympische Komitee auf Druck Israels dazu durch, die Wettkämpfe wegen der Geisellage zu unterbrechen.

Über 180 internationale Fernsehsender haben bis dahin live von den Olympischen Spielen berichtet – nun berichten sie live vom Schauplatz der Tragödie, übertragen die Bilder von München aus in Echtzeit in die Wohnzimmer in aller Welt – womöglich auch in das Olympia-Quartier der Israelis. Denn dort gibt es ebenfalls Fernsehgeräte. »Auf der anderen Seite von dem Bereich, wo die Palästinenser waren, waren ungefähr dreißig Kameras aufgebaut«, erinnert sich der damals 18-jährige Jörg Schleyer. So wurden die Bilder aus der Conollystraße zum ersten global und in Echtzeit übertragenen Terrorakt der Geschichte. »Wir hatten ja auch in diesem Land keine Erfahrung mit solchen Gewalttaten. Man hatte das Thema Baader-Meinhof – da gab es acht Wochen vorher die große Verhaftungswelle in Frankfurt. Aber das war ›Lokal-Terrorismus‹. Und jetzt hast du plötzlich ein Weltereignis.« Es wäre ein Leichtes gewesen, die Übertragungen zu stoppen, denn die Leitungen liefen in einem eigens errichteten Gebäude der Bundespost zusammen. Daran dachte aber offenbar im Krisenstab niemand.¹⁵

HEKTISCHER STILLSTAND

Bis der deutsche Behörden- und Regierungsapparat in Gang kam, war das erste Ultimatum bereits verstrichen, das zweite auf 12 Uhr festgesetzt. Grundlegende Maßnahmen wurden spät oder gar nicht eingeleitet. Erst im Lauf des Vormittags kam jemand auf die Idee, Hubschrauber anzufordern, falls sie benötigt würden. Wegener orderte gleich eine ganze Staffel. Allein eine Telefonleitung zu den Palästinensern einzurichten, hatte eine kleine Ewigkeit gedauert. Die Kopflösigkeit betraf nicht nur Technik und Logistik. Der ad-hoc zusammengewürfelte Krisenstab zeigte sich heillos überfordert. Pläne für die Bildung eines solchen Gremiums im Krisenfall hatte es nicht gegeben. Dass jetzt Vertreter aller Parteien und aller Kompetenzebenen einbezogen waren, war wohl eher Zufall. Den Verantwortungsträgern kam das in der Situation gelegen, weil es einen möglichst großen Konsens ermöglichte. Wo aber alle beteiligt sind, wollen auch alle mitreden. So stellte sich der scheinbare Vorteil in der Retrospektive als Nachteil heraus, »da dies [...] zu höchst komplizierten Entscheidungsstrukturen führte und ein effizientes Reagieren eher verhinderte«, wie der Historiker Matthias Dahlke feststellt.¹⁶

Angebote über Lösegeld in unbegrenzter Höhe für die Freilassung der israelischen Geiseln lehnten die Terroristen kategorisch ab. Umgekehrt hatte die israelische Ministerpräsidentin Golda Meir deutschen Regierungsvertretern unmissverständlich klargemacht, dass Israel den Forderungen der Geiselnahmer nach Gefangenenaustausch keinesfalls nachgeben werde: »Wenn wir einlenken, dann kann sich kein Israeli auf der ganzen Welt mehr sicher fühlen.«¹⁷ Hektische Telefonate zwischen deutschen Ministerien und israelischer Botschaft brachten keine Fortschritte – was man den Geiselnahmern wohlweislich verschwieg. Die israelische Regierung ließ über ihren Bonner Botschafter ausrichten, dass die Deutschen nach eigenem Gutdünken handeln und verhandeln könnten. Dabei sei aber zu bedenken, dass eine Freilassung der palästinensischen Gefangenen keinesfalls infrage komme. Daran änderte auch die Drohung der Terroristen nichts, zwei Geiseln vor den Übertragungskameras zu erschießen, live vor den Augen der Welt.

In Bonn kam Kanzler Willy Brandt mit seinem Kabinett zu einer Dringlichkeitssitzung zusammen. Die Bundesregierung saß in der Zwickmühle, fast ohne Handlungsoptionen außer: reden, verhandeln, Zeit gewinnen. Bundesinnenminister Genscher wurde »autorisiert, im Zusammenwirken mit der bayerischen Staatsregierung alles Notwendige zur Rettung der Geiseln zu tun«. Das war schön bedeutsam formuliert, aber von wenig praktischem Wert. »Ich befand mich in einer Situation, die in jeder Hinsicht unbefriedigend war«, resümierte der damalige Innenminister Hans-Dietrich Genscher später: »Erstens war ich örtlich nicht zuständig für die Schutzmaßnahmen und die nach der Geiselnahme zu ergreifenden Maßnahmen. Aber dominierend war für mich, Zeuge zu werden der Geiselnahme israelischer Sportler. Nach allem, was in der Zeit des Dritten Reiches unseren jüdischen Mitbürgern geschehen war, empfand ich das als eine ganz schreckliche Erfahrung. Es war für uns das erste Mal, dass wir uns mit dem internationalen Terrorismus konfrontiert sahen.«¹⁸

In den folgenden Stunden machten sich immer wieder Verhandlungsgruppen in unterschiedlicher Besetzung auf den Weg zur Conollystraße 31, um mit den Terroristen

zu sprechen, sie zum Aufgeben zu bewegen, bei Freilassung der Geiseln freien Abzug zu garantieren. All das in dem Wissen, dass Israel einem Austausch niemals zustimmen werde. »Ich glaube, wir waren alle ein wenig naiv«, gab Ulrich Wegener später zu. »Auch die Minister glaubten, dass es helfen würde zu reden. Sie gingen tatsächlich davon aus, dass es ihnen gelingen würde, [die Terroristen] davon zu überzeugen, die Israelis freizulassen. Doch das war völlig ausgeschlossen. Ihre Forderungen waren klar und deutlich.«¹⁹

In mühsamen Gesprächen mit Polizeipräsident Schreiber stimmten die Geiselnnehmer einem neuen Ultimatum zu: 13 Uhr. Sollten ihre Forderungen bis dahin nicht erfüllt sein, drohten sie mit der Erschießung zweier Geiseln. Um Zeit zu gewinnen, bat Schreiber Innenminister Genscher und seinen bayerischen Gegenpart Bruno Merk, direkt mit den Palästinensern zu verhandeln. Zu Fuß gingen sie zur Conollystraße 31. Dort trafen sie auf den Anführer der Geiselnnehmer. Er nannte sich Issa, trug einen weißen Anzug und einen weißen Hut, aus den ausgebeulten Brusttaschen ragte der Abzugsriemen je einer Handgranate, einer links, einer rechts. Eine weitere Granate hielt er abzugsbereit in der Hand. »Er machte einen außerordentlich entschlossenen, aber auch ruhigen Eindruck«, so Genscher. »Gleichzeitig gewann ich mehr und mehr den Eindruck, daß er durch kein Argument, durch keinen Appell von seinen Bedingungen abzubringen war.«²⁰ Genscher versuchte es trotzdem. In den Stunden zuvor hatte er eine Entscheidung getroffen, die er mit niemandem abgesprochen hatte: Er würde sich im Austausch gegen die Israelis als Geisel anbieten. Nachdem er kurz mit seiner Frau und seiner Tochter telefoniert hatte, ging er mit Merk zum Anführer der Geiselnnehmer: »Er antwortete, er habe nicht die Befugnis, eine solche Entscheidung zu treffen. Es gehe ihm aber nicht um deutsche Geiseln, es gehe ihm um Israelis.«²¹

Genscher und Merk erreichten zumindest, dass das Ultimatum ein weiteres Mal verlängert wurde: bis 17 Uhr. Die Geiselnnehmer wirkten durchaus geschmeichelt von den hochrangigen Regierungsvertretern. In der Nachbetrachtung allerdings war die Entscheidung Genschers und Merks, persönlich mit den Palästinensern zu verhandeln, taktisch nicht sonderlich klug, »weil damit das Ende der Befehlskette erreicht war«, wie Ulrich Wegener später resümierte. »So etwas tun wir heute nicht mehr.« Grundsätzlich müsse immer ein rangniedriger Beamter mit den Geiselnnehmern sprechen. »Dieser kann immer behaupten: ›Das kann ich nicht entscheiden. Ich muss erst bei einem meiner Vorgesetzten nachfragen.‹ Das kann endlos so weitergehen. Auf diese Weise gewinnt man Zeit, was immens wichtig ist.«²²

Immerhin bekam Genscher die Erlaubnis, kurz mit den Geiseln zu sprechen. »Wir gingen die Treppe hinauf und einen langen Flur entlang, bis wir den Raum schließlich erreichten. Zwei Terroristen mit Maschinenpistolen bewachten das Zimmer. Sie öffneten die Tür und dahinter bot sich uns ein Bild des Grauens.«²³ Auf dem Fußboden in der Mitte lag in einer Blutlache der tote Gewichtheber Josef Romano. Ein Israeli war an einen Stuhl gefesselt, die anderen acht Geiseln standen drum herum, an den Armen untereinander festgebunden. In den Wänden Einschusslöcher. »Den Anblick dieses Zimmers ... werde ich mein Lebtag nicht vergessen«, bekannte Genscher. »Ich werde diese Gesichter nie mehr vergessen können – angsterfüllt, aber auch hoffnungsvoll.«²⁴